



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Bücher vom tieferen Leben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von ein paar Zahlen, denn um diese paar Zahlen hat es sich im Grunde auch bei euch gehandelt: 45 statt 5, eine Formel, die Schicksale bedeutet!"

„Kommen Sie!“ rief Marcellin.

Im Winzerland winkte die Hand Gottes von den Bergen und rief die Menschen, den Schatz zu heben.

Die Arbeitsfreude war gewichen, die Seelen waren mit Hoffnungslosigkeit beladen, der Segen, der von den Hügeln niederströmte, schien zum Fluch geworden — und trotzdem grub man aufs neue die Weinberge um und stöhnte und schwitzte im Foch einer mühseligen Arbeit, obschon der Glaube und die Zuversicht fehlten.

Denn der Mensch hat keine Wahl — — —

Noch waren in den Straßen die Spuren der letzten furchtbaren Weinlese des Todes nicht getilgt, die Erinnerungen waren noch mit Grausen erfüllt, als die Straßen, die Bäche und Brunnen überzufließen begannen von dem roten Blut, das achtlos dahinfließ, wie damals, als die Fässer verbluteten, oder damals, als der Most der Freude von den Bergen niederrann und das Herz der Stadt erfüllte.

Dieses heilige Blut der Erde!

Es strömte von den fruchtschweren Bergen nieder, es strömte aus den über-vollen Keltern und Fässern, und es strömte aus dem mit zahllosen Wundmalen bedeckten Herzen dieser Stadt.

So schwer lastete der Segen auf dem Weingarten des Herrn!

Denn es war die Zeit, von der die Propheten verkündeten, daß der Wein von den Bergen triefen und die Hügel in Most schwimmen werden.

Das rote Blut der Erde!



Bücher vom tieferen Leben

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg



Is der erste Kanzler aus seinen Ämtern geschieden war, soll, nach einer glaubhaften Erzählung, Papst Leo der Dreizehnte gelegentlich gesagt haben: „Mi manca Bismarck!“ Nicht viel anders hat Deutschland an manchem Tage seit dem 15. Februar 1909 sprechen können: „Wir fehlt Wildenbruch, mir fehlt eine dichterische Persönlichkeit, die ohne Scheu nach unten und oben in einer schweren Minute das ausspricht, was nottut.“ Wenn irgend etwas diesen besonderen Beruf des zu früh dahingegangenen Dichters uns noch einmal lebhaft und lebhaft vor Augen führen konnte, so war es die Sammlung „Blätter vom Lebensbaum“, die Berthold Vikmann aus Wildenbruchs Nachlaß (bei G. Grote in Berlin) herausgegeben hat. Der Name des Buches stammt noch von seinem Schöpfer, und er deckt alles, was Wildenbruch an kürzeren Aufsätzen und Rundgebungen in Prosa in den Jahren seines Schriftstellertums, von 1878 bis 1908, geschrieben und veröffentlicht hat. Von Politik und Literatur, von deutschen und ausländischen Dichtern, von Berlin und Weimar und von vielem anderen noch ist da die Rede, alles aber quillt aus

dem Herzpunkt der Empfindung, aus dem tieferen Leben einer großen, lodernen Seele. Das alles ist nicht nur geschrieben, sondern ganz und gar erlebt. Erlebt ist die Schilderung der Entwicklung des deutschen Dramas, wie sie da gegeben wird, mit allen ihren Einseitigkeiten — Hebbel und Ludwig verschwinden neben Richard Wagner namenlos in der Versenkung —, erlebt sind die reizenden Bilder aus Alt-Berlin, erlebt die sachlichen und persönlichen Worte über den Schillerpreis. Manches davon berührt uns zunächst fremd, weil der Anlaß, aus dem es einst geschrieben ward, längst in das Meer vergessener Dinge gesunken ist; und dennoch liest man Seite für Seite mit klopfendem Herzen, manchmal mit bebender Lippe, weil ein ganzer Mensch hier spricht, dem das Geschick kein gefühlloses Herz auf der wankenden Erde, sondern eine gegen jeden Hauch empfindliche Natur gegeben hatte. Und am empfindlichsten war Wildenbruch dann, wenn man Deutschland, das Deutschland, wie er es liebte und wollte, irgendwo antastete. Auf jedem dieser Blätter glüht die selbstverständliche, das eigene Geschick mit dem der Nation gleichsetzende völkische Empfindung, die Heinrich von Treitschkes kostbarster Besitz war. Ein solcher Mann kann dann auch seinem Volk so bittere Wahrheiten sagen, wie sie Wildenbruch hier etwa in der Studie „Furor Teutonicus“ ausspricht. Aber wie könnte sich zugleich der Dramatiker verleugnen, der sich nie, weder in der Erzählung noch in der Ballade Wildenbruchs, verbarg. Jede Persönlichkeit, der hier ein Glückwunsch oder ein Nachruf geschrieben wird, steht nach ganz wenigen Strichen unverwechselbar da für den, der sie gekannt, wie für den, der sie nicht gekannt hat. Der springende Punkt in dem Leben eines jeden wird rasch herausempfundnen und sicher vergegenwärtigt, der Zauber der Naivität in Frau Hedwig v. Olfers so gut wie die leidenschaftliche Kunstfreude der Marie Seebach, Karl v. Webers, des Komponistenentzels, überschattete Sehnsucht, ein Dichter zu sein, Großherzog Karl Alexanders feine Pietät und bescheidene Menschlichkeit, Björnstjerne Björnsons lodernde Leidenschaft der Wahrheit und der Kraft. Daß auch der Humor, den Wildenbruch in seinen feinen Humoresken „Lachendes Land“ und in den „Quikows“ bewährt hat, ihm hier zu Gebote steht, zeigt das köstliche Gespräch zwischen dem Genius loci Berlins und Herrn Feinohr über Herman Grimm. Kurz, Reichtum über Reichtum offenbart dieses Buch auf jeder Seite, und es schließt mit der eisernen Mahnung: „Landgraf, werde hart“, mit einem flammenden Aufruf, das lafaienhafte Liebedienern vor dem Ausland zu lassen und der heranwachsenden deutschen Jugend Stolz, Selbstachtung in die Seele zu pflanzen, daß sich nicht die tragische Katastrophe wiederhole, in der ein mit allen Gaben Deutschlands genährter hoher Geist wie Friedrich Nietzsche rasend gegen Deutschland wütete. Das Buch weckt Sehnsucht, weil es selbst eine Erfüllung, ein zusammenfassender Abschluß eines groß gelebten und aus der Tiefe gelebten Dichterbaseins ist.

Sollte ich mir eine Frau ausmalen, die mit derselben reinen Liebesfähigkeit in dem Wirrwarr unserer Tage das Bleibende und Echte über den Trödel des Marktes und die feilen Ausgeburten der Sensation hinwegtragen möchte, so könnte ich mir sie nicht besser bilden, als sich Lili du Bois-Reymond selbst gibt in ihrem Buch „Die Insel im Sturm“ (Berlin, Meyer u. Jessen). Die Insel ist ein deutsches Familienhaus in einer kleinen Stadt an See und Wald. Ganz unbegreiflich haben die Verwandten in der Großstadt es gefunden, daß sich der tüchtige Arzt mit den Seinen hierhin zurückgezogen hat. Das Ehepaar aber erzieht in geistig hoch-

stehendem Verkehr mit den anderen Verwandten am Ort seine Kinder nahe der Natur und zugleich mit der vollen Nahrung alles Großen, das uns die Vergangenheit und zumal die beste deutsche Tradition liefert. Unverbildete, gesunde Menschen wachsen in diesem Hause heran, Menschen, die sich nicht vor dem Leben verkrüchten, sich aber auch nicht durch jede gepriesene Errungenschaft neuester Heilskünder in Kunst und Leben blenden lassen. Doch die fremden Gestalten bleiben nicht aus. Wie ein Sturm dringt in den Frieden dieser Menschen, die nicht kleinlich sind, sondern mit allem Großen zu leben wissen, die falsche Genialität der neuen Erotik, die nur ein Ausleben mit den Sinnen, aber kein Durchleben mit der Seele kennt und von einem wackligen Kothurn auf das unmodische Leben dieser Welt hinabsieht. Ihr gefällt sich der Kunstsnobismus unserer Tage, sehr ergötzlich und doch ohne jede Klarifizierung abgemalt, zunächst blendend, bis er doch noch zur rechten Zeit erkannt wird. Erst einer, der sich selbst in jüngster Zeit draußen bewegt hat, offenbart den immer argwöhnischer Gewordenen, daß dieser Doktor Ludolf, dem das Leben der Insel nur eine ästhetische Sensation ist, „ein Humbug“ ist. „Er ist Ästhet, er lebt in Schönheit und spricht in extremen Fällen sogar davon, in Schönheit sterben zu wollen; aber lieber läßt er es dazu nicht kommen. Er ist ganz überaus sensitiv auf ästhetischem Gebiet und hat häufig eine wahre Rhinoceroshaut in Fragen der Ethik und Moral. Eine zum Kleide der Hausfrau nicht abgestimmte Tapete tut ihm körperlich weh, und ein schlecht eingebundenes Buch könnte er nicht lesen, wenn es auch die herrlichsten Dinge enthielte. Ich habe einem solchen einmal in sein Gastbuch geschrieben: ‚Der Weg zur Hölle ist mit schlechtem Vorsatzpapier gepflastert‘ — das fand er so richtig, daß er seitdem seine Hochachtung über mich verhängt hat.“ Bereichert und nicht ärmer geworden gehen schließlich die Bewohner der stillen Insel aus diesen trüben und wieder auch ergötlichen Kämpfen hervor. Das tiefere Leben siegt, und echt weiblich ist uns geschildert, wie es siegt, mit jener besten Art deutscher Frauenkunst, die wir vielleicht am ehesten auf den Namen der Louise v. François taufen möchten.

Künstlerisch sehr viel unfertiger, aber auch ganz mit der echten Sehnsucht, das Leben an seinen Quellen zu erlauschen, gibt sich Walthar Classen in seinem „Fritjof Reimarus“ (Hamburg, C. Boyse). Das Buch ist mehr als Symptom denn als Leistung wertvoll, man kann es außer mit dem Popertischen Werk noch mit mehreren anderen Büchern hamburgischen Ursprungs zusammenstellen und wird dann ein eigenartiges, auch dem Draußenstehenden leicht erkennbares Bild sozialer Betrachtung gebildeter Kreise dieser Großstadt gewinnen. Ich nenne Georg Alsmuffens „Wegsucher“, Georg Bonnes „Im Kampf um die Ideale“, auch Gustav Falkes hier von mir gewürdigte „Kinder aus Ohlsens Gang“, Otto Ernsts „Almus Sempers Jugendland“, vielleicht noch Jakob Loewenbergs Erzählung aus dem ehemaligen Choleraviertel „In Gängen und Höfen“. Solange wir den großen Hamburger Roman nicht haben (auch Gustav Grenffens „Klaus Hinrich Baas“ war es nicht), werden diese Werke immerhin ein richtiges Bild eines guten Teils des heutigen hamburgischen Wesens bieten und unter ihnen der „Fritjof Reimarus“ trotz seiner schriftstellerischen Schwächen doch eins, das nicht von der Oberfläche geschöpft ist.

Bis in eine noch weit tiefer liegende Schicht greift Fritz Philippini hinab mit seinem Buch „Auf der Insel“ (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe). Das

ist eines von jenen Büchern, bei deren Lesen uns ein Grauen anfällt vor dem Abgrund, über den wir wandern und dessen dünne Decke unser Fuß nur zu rasch einmal durchtritt. Philippi will nicht reine Dichtung geben, wie Wilhelm Speck in seinem Meisterbuch von den „Zwei Seelen“, er will durchaus mit seinen Erzählungen das uns alle immer wieder überfallende Gefühl stärken, „daß der Strafvollzug an den Rückfälligen Bankrott gemacht hat und — automatisch weiter straft“. Der Gedankengehalt und die Fülle der Probleme, die das nicht umfangreiche Buch bergen, sind nicht so rasch auszuschöpfen; es will gelesen sein und wird dann zugleich überall offenbaren, daß der Psychologe und Geistliche, der dies schrieb, ein echter Darsteller und Dichter ist.

Nur zögernd würde ich dies Urteil aussprechen mit Bezug auf Friedrich Lienhardts Roman „Oberlin“ (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Um so lieber bejahe ich auch vor diesem Buch seine Richtung nach den Tiefen des Lebens hin, ein Streben, das ja Lienhard immer wieder bewährt hat. Oberlin ist der bekannte Pfarrer im elsässischen Steintal, der in unermüdlicher Arbeit um die Wende des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts aus einer unwirtlichen Gegend ein blühendes Land gemacht und allen, die um ihn waren, Glauben und Liebe zum Licht ins Herz gepflanzt hat. Aber nicht er ist trotz dem Titel der eigentliche Träger dieses Romans, wenn ihn auch Lienhard „sein inneres Ziel“ nennt. Die Gestalt, die die Fülle der Erscheinungen lose zusammenhält, ist Viktor Hartmann, ein junger Theologe, zuerst Hauslehrer auf abligem Landsitz, dann Student in Jena, dann Soldat, endlich Professor in Kolmar. Oberlin ist „die Feder“, wie ihn der Pfeffelsche, ästhetisch gestimmte Kreis nennt, ein hohes Vorbild der Menschenliebe und seelischer Kraft, an dem alle, und auch Hartmann, sich emporrichten. Wir werden durch reiche Erlebnisse hindurchgeführt, machen die französische Revolution im Elsaß in Szenen mit, die an Paul Heyfes schönes Trauerspiel „Die Göttin der Vernunft“ gemahnen, tun einen Blick in die Kreise, die Goethe, als er von Straßburg schied, zurückließ, in Straßburger Bürgerhäuser und Oberlins Dorf. Eine Fülle geschichtlicher Gestalten, Straßburger Politiker, elsässische Edelleute, der Dichter Pfeffel, Wilhelm v. Humboldt, Vili Schönemann, Friederike Brion, geht neben den von Lienhard erdachten Menschen durch das Buch. Ein reiner Hauch liegt über allem, die Stimmung dieses damals zu Frankreich gehörigen und doch in seiner Kultur deutschen Grenzlandes durch all die Jahre von 1789 bis 1797 ist mit guter Nuancierung dargestellt. Und doch fehlt in dem allzu breiten Buch zu oft die wirkliche Charakteristik der Gestalten durch sich selbst, wird allzu oft von dem gesprochen, was sie darstellen sollen, statt daß wir das aus ihrem Leben und ihren Reden selber erfahren. Vielleicht ist Lienhardts Dichtergabe zu zart, um sein Lieblingswort zu gebrauchen, daß sie eine solche Zahl von Menschen, die ein großer Gegenstand bewegt, ganz bezwingen könnte — der Grundton und die Atmosphäre des Buches sind rein und fein, wenn auch die Gestaltung nicht so aus der Tiefe empormächst, wie wir es in einem Buch vom tieferen Leben gerne miterleben möchten.

